

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 5

Artikel: Auch dem Förster steht die Welt offen
Autor: Grob, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074199>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

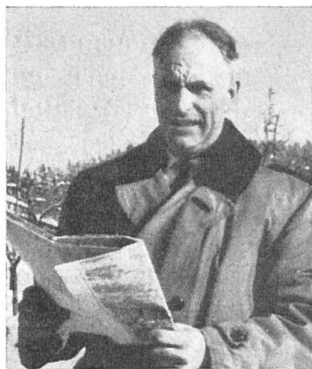
Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auch dem Förster steht die Welt offen

V O N H A N S G R O B

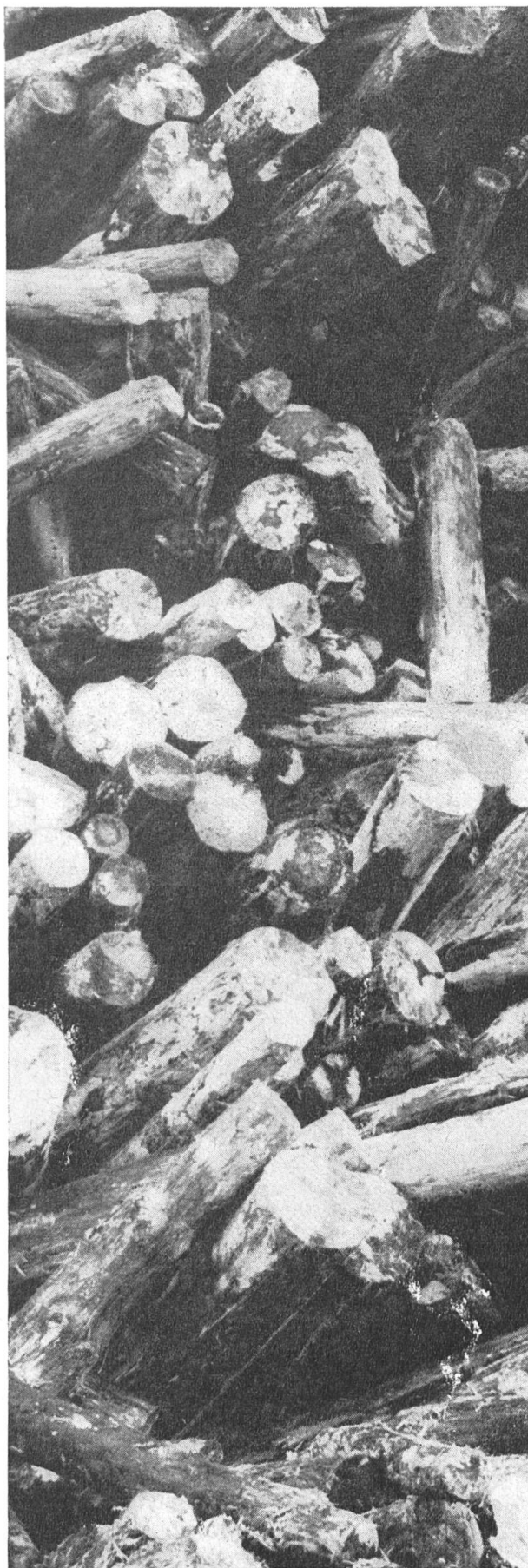
F O R E S T C O N S U L T



Der Verfasser

Der Förster ist in unserem Lande in der Regel ein Beamter, der seinen Beruf innerhalb unserer Grenzen ausübt. Das Tätigkeitsfeld des Verfassers dieses Beitrages ist, als Ausnahme von der Regel, weit wie die Welt. F. H.

Mein Großvater war ein unternehmender Mann und besaß, was mir Eindruck machte, viel Wald. Vielleicht mag das bei meiner Berufswahl mitgespielt haben, den Ausschlag hat es bestimmt nicht gegeben. Mein Vater, Maschineningenieur, hatte damit schon gar nichts zu tun. Übrigens möchte ich behaupten, daß kaum je ein Sohn eines Försters wieder Förster wird. Den stärksten Eindruck übte auf mich aus, daß ich in meinen Knabenjahren als eifriger Pfadfinder häufig in den Wäldern um Winterthur herumstrich und dabei meinen



Hang zur Natur entdeckte. Auf jeden Fall stand bei mir bei Abschluß des Gymnasiums fest, daß für mich überhaupt nur der Beruf des Försters in Frage kam.

Ich begann mein Studium in der Krise der Vorkriegsjahre. Es hätte keinen Sinn gehabt, sich mit Leuten aus dem von mir gewählten Fach zu beraten. Damals wurde jedem jungen Mann vor jedem Beruf abgeraten.

In unseren ersten Semestern waren wir nur unser 15 Kollegen. Die kleine Anzahl und die vielen gemeinsamen Exkursionen schufen unter uns einen starken Teamgeist. Keiner von uns machte sich irgendwelche Sorgen um die Zukunft, obschon wir wußten, daß es in der ganzen Schweiz nur etwa 500 Stellen für Förster gibt. Es stand für uns einfach fest, später einmal in irgendeiner öffentlichen Verwaltung unterzukommen – und keiner von uns war sich bewußt, daß eine solche Stelle einmal sehr viel Beamtenarbeit mit sich bringt.

Nach Diplomabschluß im Jahre 1947 fand ich durch einen glücklichen Zufall gleich in der Stadtforst-Verwaltung Luzern Arbeit. Es gab aber Kollegen, die, bevor sie einen Posten ergatterten, wie Hausierer von Ort zu Ort reisen mußten.

Schon bei Stellenantritt wußte ich, daß die Arbeit, für die ich eingestellt war, nur zwei Jahre dauern würde. Das bereitete mir jedoch keinen Kummer. Die Arbeit, Waldvermessungen, botanische Aufnahmen, Beurteilung von Holzzuwachs und Waldertrag, großzügige Planung von Straßen in heiklen Rutschgebieten, Bauleitung von Entwässerungen, sagte mir sehr zu. Alle meine älteren Kollegen waren Forstbeamte. Aber ich hatte bald heraus, daß ich nicht zum Beamten geboren war. Es mußte eine Möglichkeit geben, meinen Beruf unabhängig, als freier Mann, auszuüben. So versuchte ich, um auch etwas von der Welt zu sehen, im Ausland, besonders in Skandinavien, eine Stelle als Forstingenieur zu finden. Einer meiner Bekannten, der als Kaufmann enge Beziehungen mit Sägereien und Holzfirmen in den nordischen Ländern pflegte, verschaffte mir, nach seiner Meinung, aussichtsreiche Adressen. Ich schrieb Offerte um Offerte. Ohne jeden Erfolg. Damals, kurz nach dem Krieg,

gab es in Skandinavien, wie anderwärtig auch, mehr als genug eigene brachliegende Kräfte.

Ich wandte mich nun an Firmen in Argentinien, Peru und Venezuela, in Afrika und im nahen Osten. Vergeblich; es schien für Forstingenieure in der weiten Welt keinen Platz zu geben, aber ich konnte es trotz meinen schlechten Erfahrungen nicht glauben.

Aufs Pflaster nach Schweden

Als ich nach Abschluß meiner Anstellung in Luzern meine Steuern in Ordnung bringen mußte und dem Mann am Schalter gestand, daß ich künftig auf einen Staatsposten verzichte, betrachtete mich der Beamte besorgt wie einen leicht Geisteskranken. Das focht mich aber wenig an. Ich war jung verheiratet, teilte die Ersparnisse mit meiner Frau und fuhr mit meiner Hälfte des Geldes, das ich mir in Luzern von meinem 700fränkigen Lohn zurückgelegt hatte, nach Stockholm auf das Pflaster. Ich wollte ein Land kennen lernen, in dessen Wirtschaft das Holz eine entscheidende Rolle spielt.

In Stockholm quartierte ich mich in einer Pension ein; ließ mir, da ich noch nicht schwedisch konnte, aus dem Telefonbuch die sehr zahlreichen Adressen von Forstverwaltungen, Berufsverbänden, Holzinteressengemeinschaften, Waldkonzernen, usw. herausschreiben und sprach nun der Reihe nach überall vor. Die Sache glückte und ich hatte schon nach ein paar Tagen eine interessante Stelle gefunden. Wahrscheinlich verdankte ich diesen Erfolg dem Umstand, daß ich, statt zu schreiben, ganz einfach da war.

Von nun an fuhr ich also täglich ins Büro für Walddtaxierung. Wir hatten den Ertrag der Wälder zu errechnen und – etwas ganz Neues – zu versuchen, aus Flugbildern die Holzvorräte der Waldbestände zu erfassen. Mein Lohn von rund 600 Franken reichte für den Unterhalt gut. In der Freizeit lernte ich schwedisch. Nach drei Monaten beschloß ich, die berühmten schwedischen Wälder aus eigener Anschauung kennen zu lernen und fand im Zentrum des Landes in einem großen Holzindustriewerk Arbeit als bezahlter Praktikant. Die Stellung hatte den Vorteil, alle paar Tage meinen Arbeitsplatz wechseln zu können, und so ein Riesenunternehmen vom Lagerplatz im Wasser über die Sägehallen bis zur Fabrik für vorfabrizierte Hauselemente von innen her kennen zu lernen.

◀ In Haufen gelagertes Holz kanadischer Herkunft (angekommen 1951/52), das jetzt allmählich in Zersetzung übergeht.

Zuerst wohnte ich allein in einem kleinen Häuschen, das ich als Sommersitz mieten konnte. Dann ließ ich meine Frau nachkommen. Die Gegend war sehr abgelegen, herrlich dünn besiedelt und voller landschaftlicher Reize. Die großzügige Gastfreundschaft, die wir nur aus Romanen kannten, war hier Wirklichkeit.

In den finnischen Wäldern

Als im nahen Finnland ein internationaler Forstkongreß stattfand, beschloß ich, an diesem teilzunehmen. Vor der Abreise – meine Frau blieb in Schweden zurück – wollte ich mich beim Rektor einer Forstschule verab-schieden, in dessen Familie wir häufig verkehrt hatten. Die Türen des Hauses waren nicht geschlossen. Ich öffnete sämtliche Räume, aber niemand ließ sich finden. Man sagte mir dann, daß alle Bewohner in die langen Sommerferien verreist waren. Das unverschlossene Haus ist für die nordischen Länder typisch. In dieser Abgeschlossenheit mißtraut keiner dem andern. Die Briefkasten, in die auch Geldanweisungen gelegt werden, sind alle offen. Und doch kommt es selten vor, daß etwas entwendet wird.

Es war mein Wunsch, in Finnland mit der

Flößerei praktisch vertraut zu werden. Im Sägereiwerk einer Flößereivereinigung bei Kotka, dem wichtigen Holzhafen nahe der russischen Grenze, wurde ich als Assistent des Direktors sofort eingestellt. Die angeschwemmten Stämme werden dort nach Größe, Qualität und Holzart – die beste Qualität für Sägeholz, die kleineren Durchmesser als Gruben- und Papierholz – ausgeschieden.

Der Fluß ist dort etwa 300 Meter breit. Die sortierten Stämme werden maschinell zu riesigen Paketen gebündelt, ins Meer hinausgeschleppt, mit Schiffskranen aus dem Wasser gefischt und auf die Schiffe verladen. Jedes Schiff faßt nur ein bestimmtes Holzsortiment.

Die Sonne geht dort im Sommer um zwei Uhr auf, um sechs Uhr beginnt die Arbeit. Von nachmittags zwei Uhr an war Feierabend.

Die meisten Flößer sind während des Winters als Holzer tätig; denn geflößt kann erst nach der Schneeschmelze werden. Von Mai bis Juni ist das Holz auf den Wasserstraßen unterwegs.

Ich wohnte beim Betriebsleiter, der etwas schwedisch sprach. Seine Frau, eine gütige Sechzigerin, hingegen verstand nur finnisch, eine Sprache, die so fremdartig aufgebaut ist, daß ich gar nicht erst versuchte, sie zu erler-

Da musste ich lachen . . .

Auch ganz leichte Verkehrsunfälle pflegen bei uns meistens ein polizeiliches Nachspiel zu verursachen, besonders wenn Sachschaden vergütet werden soll. Die Art, wie sich ein Pariser Automobilist in einem solchen Falle aus der Affäre zog, hat meinem vom helvetischen Alltag etwas matt gewordenem Gemüt den alten Glanz zurückgegeben. Noch heute bewundere ich jenen Pariser der Eleganz seiner «Beweisführung» wegen, der sicher an Unwiderlegbarkeit nichts auch nur annähernd Ebenbürtiges zur Seite zu stellen ist.

In der Nähe der Place de la Concorde fuhr ein Renault undefinierbaren Alters in die Hinterwand des vor ihm haltenden Citroëns. Sofort war eine temperamentvoll geführte Auseinandersetzung über die entstandene Beule im Gange, wobei die Anschuldigungen beiderseits haufenweise fielen. Der Auftritt endete damit, daß der Besitzer des uralten Renaults die Hände in die Luft warf und im Innersten empört über den Unverstand des Citroënisten ausrief: «... que voulez-vous, je n'ai pas de freins!» Damit schlug er die Autotüre zu und wand sich aus der Reihe der inzwischen hinter ihm geparkten Wagen.

A. G., A.

nen. Dennoch konnte ich mich mit dieser Frau, ohne Worte, nur mit Gesten und Mimik köstlich unterhalten.

Finnland, eines der wichtigsten Holz produzierenden und exportierenden Länder Europas, war für mich sehr interessant. Und, um es noch näher kennen zu lernen, unternahm ich eine Autoreise nach dem Norden. Unterwegs lernte ich einen deutschsprechenden Zahnarzt kennen, der mich fragte, wo in Kusamo, unserem Bestimmungsort, ich übernachten wolle. Als ich ihm meine Absicht kundgab, in irgendeinem Hotel Unterkunft zu suchen, erklärte er, eines der beiden Hotels sei immer überfüllt, das zweite voll von Wanzen, und lud mich ein, bei seinem Vater abzusteigen. Er schlug mir gleich noch vor, mich mit einem Freund seines Vaters, einem Oberförster, bekannt zu machen. Dieser wurde dann auch sofort nach unserer Ankunft telephonisch verständigt und traf wirklich noch am selben Abend gegen elf Uhr in seinem einruderigen Kanu ein, bloß um einen unbekannten schweizerischen Kollegen zu sehen. Da die Sonne dort praktisch überhaupt nicht untergeht, konnten wir noch lange zusammen über Wald und Holz reden.

Am andern Morgen nahm mich der Oberförster in sein Revier mit. Es umfaßt rund 6000 km². Schließlich führte er mich auf einen Hügel, der uns einen wunderbaren Rundblick über ein seenreiches Waldgebiet bot. Es war eine der Waldbrandbeobachtungsstellen, die meistens von Studenten betreut werden.

Nach Schweden zurückgekehrt, wurde ich vom Direktor eines riesigen Waldbesitzes eingeladen, mit meiner Frau nach Norwegen zu kommen. Es war für mich wertvoll, auch dieses Holzland kennen zu lernen. Die Wälder, die mein Bekannter betreut, liegen südlich von Oslo um Larwik. Das Gebiet, ein früherer Staatsbesitz, der nun Privateigentum geworden ist, umfaßt 60 000 ha. Zwanzig Oberförster arbeiten darin. Als ich mit meiner Frau immer tiefer in den Wald hineinfuhr, fragten wir uns, wo wir wohl in dieser Wildnis Unterkunft finden würden. Schließlich hielten wir vor einer kleinen Waldhütte an. Die Räume waren mit Elchfellen ausgestattet und die Möbel selbstgezimmer.

Es mußte durch den Wald ein Netz von Straßen gebaut werden. Mir oblag es, diese abzustecken und die Pläne auszuarbeiten. Die Verpflegung erhielten wir durch Waldarbeiter, die uns jede Woche einmal mit einem vorsint-

flutlichen Geländewagen Nachschub brachten.

Nach drei Wochen besuchte mich der Großgrundbesitzer persönlich, um zu fragen, ob wir Mitteleuropäer es in dieser Waldeinöde überhaupt aushielten. Wie immer im Busch langweilt sich der Mann bei seiner Arbeit nicht. Anders hingegen war es bei meiner Frau. Sie fand es zwar herrlich, in Waldbeeren zu schwelgen, Vögel, Wild, Fische und Schlangen zu beobachten, Besuche aus der Nachbarschaft zu erhalten, deren Sprache wir kaum verstehen konnten, und den Pferdeherden zu begegnen, die den ganzen Sommer über frei im Wald weiden, ehe die Tiere für den Holztransport für den Winter wieder eingefangen werden. – Aber sie fühlte sich schon etwas einsam.

Später wurde ich zu einem andern Oberförster versetzt, der uns – frisch aus der Sauna – sich im Schnee wälzend empfing. Ich hatte Straßenbauaufgaben, machte Holzzeichnungen, Bewirtschaftungspläne und hatte die Leitung ausgedehnter Holzschläge. Die tagelangen Märsche durch die Wälder gaben reichlich Gelegenheit, mit meinem Vorgesetzten zu diskutieren und berufliche Erfahrungen auszutauschen.

Als ich einmal mit dem Chef im Büro saß, läutete das Telephon. Der Anrufende erklärte dem Oberförster, er sei mit ihm in die gleiche Schule gegangen und hätte Lust, wieder einmal mit ihm zu plaudern; er werde bald eintreffen. Kurz danach fuhr der Mann in einem uralten Ford vor. Mein Oberförster konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, diesem «Schulkameraden» je begegnet zu sein. Er vermutete, daß dieser einfach das Bedürfnis empfunden hatte, wieder einmal mit jemandem zu reden. Der Gast wurde dennoch freundlich empfangen und blieb für über eine Woche.

Vor allem für die Frauen ist das Leben in diesen Wäldern sehr hart. Sie leben in völliger Abgeschlossenheit. Die Einkäufe müssen auf lange Sicht gemacht werden. Der nächste Laden war bei uns zum Beispiel 30 Kilometer entfernt. Die Bestellungen wurden im ganzen Gebiet gesammelt, und wenn die Lieferung ankam, trafen oft ganz andere Waren als die bestellten ein. Was für unser Wohlbefinden folgeschwer war, wenn es sich bei minus 22 °C um falsch abgemessene Fensterscheiben handelte.

Ich hatte nun im Ausland viel gelernt und beschloß – da ich nicht auszuwandern gedachte – wieder in die Heimat zurückzukehren.

Kontakte hinter dem Eisernen Vorhang

In Zürich, wo ich mich im Jahre 1951 niederließ, nahm ich Kontakt mit Papierfabriken, Holzunternehmungen und andern Firmen auf, die irgendwie mit Holz und Wäldern zu tun haben. Eine Beamtenstellung kam für mich weniger denn je in Frage. Nun sind aber die meisten großen Holzfirmen Familienbesitz, in denen früher oder später begreiflicherweise ein neues Familienglied in die Leitung aufgenommen wird. Als Außenstehender ist die Möglichkeit klein, in eine verantwortliche Stellung vorzurücken.

Schließlich kam ich durch eine Bankverbindung mit einem ausländischen Papierunternehmen in Beziehung, dessen Hauptsitz sich in der Schweiz befindet. Der Inhaber suchte einen Mann, der sich in Skandinavien auskannte. Ich wurde angestellt. Meine Aufgabe bestand darin, festzustellen, aus welchen europäischen Ländern und zu welchen Bedingungen zur Zeit Holz importiert werden konnte.

Ich bereiste Finnland und die anderen skandinavischen Staaten, kam aber auch hinter den Eisernen Vorhang: nach Polen, die Tschechoslowakei, Rumänien, Jugoslawien und Rußland. Es ging vorerst darum, die nach dem Krieg entstandene, ganz neue Lage abzutasten, alte Geschäftsverbindungen wieder aufzunehmen und neue anzubahnen. Überhaupt waren alle Möglichkeiten zu prüfen, um den Mangelartikel Holz in den gewünschten Mengen nach Westeuropa zu bringen.

Das war nicht immer einfach, die Verhandlungen häufig sogar ausgesprochen heikel. Die Verschiedenheit der politischen und wirtschaftlichen Systeme in Ost und West wurden mir drastisch vor Augen geführt. Oft war das Ergebnis gemessen am Reiseaufwand gering.

Das war noch in den Jahren, als der Eiserne Vorhang straff gezogen war und man bei der Rückkehr in Kloten vom schweizerischen Generalstabsoffizier der Nachrichtensektion empfangen wurde.

Ich hatte vorgängig einer solchen Reise jeweils beim entsprechenden Ministerium mich zu erkundigen, ob mein Besuch erwünscht sei. Traf dann die Einladung ein, so stand bei der Ankunft ein Dolmetscher bereit, der den Besucher nicht mehr aus den Augen ließ. Einer von ihnen hieß Boris, seinen vollen Namen habe ich nie erfahren. Er ordnete für mich alles, bestellte das Hotelzimmer, rief die Taxis

und vereinbarte die Zeit der Vorsprachen bei den Ämtern. Sprachlich hoch begabt war er von rührender Dienstbereitschaft. Doch fiel mir bald auf, wie er schon nach wenigen Tagen müde und ermattet war. Auf meine Frage, ob er abends noch arbeite, war er verlegen. Offenbar hatte er die ganze Nacht geschrieben, um die tagsüber unbemerkt auf Tonband aufgenommenen Gespräche auf Papier zu bringen.

Einmal, als die Audienzen im Ministerium resultatlos verliefen und ich von weiteren Vorsprachen nichts mehr erwartete, fragte ich Boris, ob ich wohl ein Sägewerk oder eine Papierfabrik besichtigen könnte. Mein Dolmetscher versprach, meinen Wunsch weiterzuleiten und ließ mich im Hotel zurück, das ich nicht allein verlassen durfte. Ich wartete gespannt. Nach etwa fünf Stunden kehrte Boris zurück und erklärte mir – was ich ohnehin wußte – es gebe leider in der Nähe kein Sägewerk, es werde mir aber Gelegenheit geboten, ein solches im Norden zu besichtigen. Daraufhin wurde ich als einziger Fluggast ohne Dolmetscher in ein viermotoriges Flugzeug verfrachtet und nordwärts geflogen. Es war April und noch tüchtig kalt und neblig. Ich fragte mich, was man wohl mit mir im Sinne habe. Aber ich kam heil am Bestimmungsort an. Die Zellulosefabrik, die man mir zeigte, bot jedoch nichts Neues, und alle meine Fragen prallten auch hier an eisigem Schweigen meiner Gastgeber ab. Obschon jedermann versicherte, man freue sich über den Schweizer Besuch, kam ich mir unerwünscht und verloren vor. Ich flog wieder zurück.

Solche Mißerfolge, auch wenn sie nur scheinbar solche waren, bedrückten mich. Aber mein Chef, von dem ich ein Donnerwetter erwartete, lachte mich bloß aus, weil ich der Meinung gewesen war, mein Ziel schon auf den ersten Vorstoß zu erreichen.

So bereiste ich fast vier Jahre lang den Norden und Osten Europas. Diese Reisen waren für mich sehr nützlich. Ich erweiterte mein Fachwissen, gewann Beziehungen mit europäischen maßgebenden Kreisen des Holzfaches und lernte Verhandlungen über schwierige und umfangreiche Geschäfte zu führen. Dennoch entschloß ich mich, meine Stelle aufzugeben. Nun schien mir die Zeit gekommen, mich selbständig zu machen.

In den Jahren meiner Reisetätigkeit hatte ich festgestellt, daß es noch keine Organisation gab, die sich mit Fragen von Wald und Holz

in der ganzen Welt befaßte. Ich hielt die Schweiz, welche die meisten Holzverkäufer auf ihrer Europa-Tournée besuchen, um mit den Banken über ihre Pläne zu verhandeln, zur Gründung einer solchen Zentrale für günstig.

Mein Arbeitgeber erwies sich, als ich ihm meine Pläne bekannt gab, als sehr großzügig. Er verstand meinen Entschluß und freute sich über meinen Drang nach Selbständigkeit. Ja, er setzte mir sogar noch für ein ganzes Jahr eine Rente aus unter der Bedingung, daß ich für ihn noch einige Arbeiten erledigte.

Startschwierigkeiten

Nach der Eröffnung meiner Beratungsfirma für Wald- und Holz-Wirtschaft im Jahre 1955 verschickte ich an viele Unternehmungen, die im In- und Ausland mit Holz zu tun haben, ein Zirkular, in dem ich von meiner Geschäftsgründung Kenntnis gab. Inzwischen machte ich mich an die Verwirklichung von Projekten, die mir allmählich von verschiedenen Auftraggebern zur Prüfung unterbreitet wurden. Eines davon war das folgende:

Bis jetzt war das Rundholz in Rinde und halbgeschält nach Europa gekommen und dann, mit Holz- und Zeitverlust von der Rinde mit Spezialmessern befreit worden. Der Gedanke lag nahe, es müsse doch möglich sein, diese teure Mehrarbeit im Ursprungsland selbst in einem Arbeitsgang vorzunehmen und ein entsprechendes Verfahren zu entwickeln. Ich arbeitete Pläne aus, um eine Entrindungszentrale auf einem Schiff zu montieren und der Küste nach von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz zu dislozieren. Ich fand dafür einige Interessenten. Doch mußte bis zur Verwirklichung des Planes zunächst noch vielerlei Aufklärungsarbeit geleistet werden. Es waren langwierige, aber sehr interessante Kontakte mit Maschinenlieferanten, Schiffsmaklern, Hafenbehörden, Waldbesitzern, Exporteuren und Banken. Als dann die Papierholzpreise sanken und gleichzeitig die maschinellen Entrindungsverfahren verbessert wurden, war dem Vorhaben die damalige Aktualität genommen. Es wird daran gegenwärtig mit abgeänderten Ideen weitergearbeitet.

Wie jedem beratenden Ingenieur wurden auch mir oft Projektideen unterbreitet, die sich in der Folge als undurchführbar erwiesen.

Der Start meines Unternehmens war ziemlich mühsam. Mein Gründungs-Zirkular schien

anfänglich nicht auf das von mir erwartete Interesse gestoßen zu sein. Aber ich verzweifelte nicht.

Einer der ersten Kunden auf meinem Büro war ein Ausland-Schweizer. Er hatte vor Jahren einem Freund eine große Summe geliehen, um in Rumänien Wald zu kaufen und zu bewirtschaften. Das Unternehmen des Freundes brach aber zusammen und so war mein Kunde als Hauptgläubiger Eigentümer der Wälder geworden. Nach dem Kriege wurde der Wald zum Staatsbesitz erklärt und man hatte dem Schweizer nahegelegt, in seine Heimat zurückzukehren. Ich sollte ihm nun in seinen Bemühungen, eine angemessene Nationalisierungs-Entschädigung zu erhalten, behilflich sein; was gelang, wenn auch der wirkliche Wert des Waldes das zehnfache der ausbezahlten Summe betrug.

Nach und nach wurden die Kunden zahlreicher. Bei manchen von ihnen blieb es mir rätselhaft, wie sie den Weg zu mir gefunden hatten.

Auftrag in Afrika

Eines Tages telefonierte mir ein Bekannter, ich solle eine bestimmte Telephonnummer einstellen, das weitere werde sich ergeben. Ich stellte fest, daß es sich um den Anschluß eines Rechtsanwaltes handelte und rief an. Ich erfuhr, daß der Rechtsanwalt einen Klienten vertrete, der sein Geld in afrikanischen Unternehmen, unter anderem auch in Wäldern investieren wolle. Ich erhielt den Auftrag, nach Afrika zu reisen, um zahlreiche Fragen zu klären, bevor das Unternehmen an die Hand genommen werden konnte: War es möglich, Konzessionen für den Holzschlag zu erwerben, oder mußten ganze Wälder gekauft werden? Welche Steuern waren für das Schlagrecht zu entrichten? Gab es daselbst Minen-Unternehmungen, Möbelfabriken und Sägereien, die als Abnehmer des Holzes in Frage kamen? Unterstanden Holzgesellschaften bestimmten gesetzlichen Vorschriften? Wie verhielt es sich mit den Transportmöglichkeiten?

Meinen Klienten lag es daran, das Unternehmen schnell voran zu treiben. Mit einem Juristen zusammen wurden auch rechtliche Probleme, wirtschaftliche und finanzielle, an Ort und Stelle gelöst.

Ich stellte dabei fest, daß weite Waldgebiete noch ganz unberührt waren und vor unserer Ankunft kein Kubikmeter Holz exportiert wor-

den war. Hingegen lagen von ausländischen Firmen bereits Flugaufnahmen über das ganze Land vor, die ein Forstmann auswertete, um die Landeskarte zu zeichnen. Diese Vorarbeiten gaben wenigstens einen generellen Überblick über die Bewaldungsdichte. Ich stellte nun eine Equipe zusammen, um in jener Gegend, die mir am aussichtsreichsten erschien, Rekognoszierungen vorzunehmen. In meiner

Begleitung waren ein Topograph, einige Prospektoren mit ihren schwarzen Assistenten, ein Zeichner, ein Photograph und die eingeborene Hilfsmannschaft, die uns den Weg freihieb, Schlangen tötete, Wild und Früchte brachte. Alles in allem 12 Schwarze und 8 Weiße.

In den auf Luftbildern vorrekognoszierten Gebieten pflegten wir Unterhandlungen mit den Stammesfürsten. Sie waren von unseren

Der kleine Familienfilm



Findet im Badezimmer, dass jemand wieder vergessen hat, den Lavabohähnen abzdrehen.



Geht ins Kinderzimmer und hält einen langen Vortrag über Vergesslichkeit.



Erklärt Frau ausführlich, wie köstlich das Wasser in vielen Ländern ist, und dass man deshalb darauf halten sollte, dass die Kinder die Hähnen schliessen, wenn sie sich gewaschen haben.



Lässt sich umständlich darüber aus, dass es nur eine Sache der Gewohnheit und der Konzentration ist, sich an solche Dinge zu erinnern.



Mir passiert es nie, dass ich so etwas vergesse.



Die Kinder kommen an die Türe und stellen fest, dass er vergessen hat, das Licht im Badezimmer abzdrehen.

Plänen begeistert, weil die Aussicht lockte, daß durch ihr Gebiet Straßen gezogen werden sollten, deren Bau sie nichts kostete. Später begannen wir auch mit der Regierung zu verhandeln. Dabei zeigte sich die von der unseren ganz verschiedene Mentalität der Afrikaner. Es fällt ihnen außerordentlich schwer, auf lange Sicht zu planen. Sie ziehen kurzfristige Abmachungen, die für sie auf lange Sicht viel ungünstiger sind, vorteilhafteren Verträgen auf Jahre hinaus vor. Ein erstes Projekt lag bald vor. Doch zeigten sich neue Schwierigkeiten.

Bei uns sind die Rechte und Pflichten von Vertragspartnern durch schriftlich niedergelegte Gesetze einigermaßen klar übersehbar. Die Regierungen in afrikanischen Ländern jedoch behalten sich einen großen Spielraum in der Interpretation von Verträgen vor. An Detail-Plänen wurde von einem ganzen Team über ein Jahr lang gearbeitet, die Ausführung aber vorläufig zurückgestellt.

Sanierung in den Tropen

Bald darauf erforderte ein ganz anderes Geschäft meinen Aufenthalt in den Tropen. Der Auftrag kam von einer Bank. Einer ihrer Kunden war seinerzeit von einem amerikanischen Freund auf die günstige Gelegenheit aufmerksam gemacht worden, mehrere Millionen Franken in tropischen Wäldern, einem Sägereiwerk, einer Möbelfabrik und einem Schiff zu investieren, und er war dieser Anregung gefolgt. Nun aber hatte sich nach wenigen Jahren sein von ihm nur ferngesteuertes Unternehmen in so hohe Schulden verstrickt, daß die ganze Anlage gefährdet schien. Die Bank beauftragte mich als Sachverständigen mit der Überprüfung der Aktiven. Ich flog hin.

In den Wäldern rund um die Sägewerke lagen tausende von gefällten Edelfholzstämmen. Teils waren sie in Morast versunken, teils von Sand der offenen Steppe eingeblasen. Die Industrieanlagen hatten geschlossen werden müssen, weil keine Löhne mehr ausbezahlt wurden. Ein großer Wagenpark stand herum, schlecht unterhalten und teils völlig verwahrlost. Es befand sich ein einziger leistungsfähiger Bulldozer auf dem Inventar, aber der war verpachtet worden, ohne je Zinsen eingebracht zu haben. Es gelang, den Pächter zu zwingen, daß er den Bulldozer kaufte und bar zahlte. Mit dem Erlös brachte ich die Sägerei wieder in Schwung. Meine zweite Sorge galt dem Küstenschiff: ihm war des schlechten Zustandes

wegen schon vor Monaten von der Hafenverwaltung die Fahrbewilligung entzogen worden. Es lag auf der Werft und wurde als Pfand für geschuldete Reparaturen zurückbehalten.

Auch die Möbelfabrik erwies sich bei meiner Ankunft als lahmgelegt. Da das Küstenschiff still lag, konnte ihr kein Holz mehr zugeführt werden und die Fabrikleitung war nicht mehr in der Lage, Löhne auszuzahlen. Die schwarzen Arbeiter aber waren dort geblieben. Das war mir rätselhaft. Wovon mochten sie die ganze Zeit nur gelebt haben? Natürlich lebten sie gratis in den Bungalows, die dem Fabrik-inhaber gehörten, aber daß sie gegen Abgabe von Bons teils ein Jahr lang ihre Einkäufe beim Händler tätigten, der auf immer neue Versprechen hin lieferte, ohne je bezahlt zu werden, schien mir doch etwas seltsam.

Es gelang dann schließlich eine Treuhand-Gesellschaft zu finden, die aus den künftigen Frachteinnahmen die Werftreparaturen abstotterte, so daß das Küstenschiff nach Überwindung von vielen anderen Schwierigkeiten doch mit allerlei Ränken wieder in See stechen konnte.

Ich war immer wieder neu beeindruckt, wie uns Regierung, Staatsbank und bedeutende Unternehmen aus dem Mutterland die Stange hielten und bestrebt waren, unsere begonnene Sanierung zu unterstützen. Dieser zweite Afrikaaufenthalt dauerte drei Monate.

Nach meiner Rückkehr konnte ich dem Auftraggeber ein klares Bild über seine Investitionen geben. Es hatte sich gezeigt, daß sich die Betriebe mit guter Aussicht weiterführen lassen, wenn man sie einer straffen Führung unterstellt. Damit war meine Aufgabe erfüllt.

Aufträge in Australien, Frankreich und Italien

Neulich kam im Zug internationaler Handelsgespräche ein Unternehmer zu mir, der in Australien angeblich 30 000 Häuser bauen will. Er übertrug mir die Erkundigung, ob in Australien zur Ausführung des Projekts überhaupt genügend Wald vorhanden sei und ob sich die in Aussicht gestellten Waldkonzessionen eignen. Es war festzustellen, wo mit der Nutzung zu beginnen sei, ob zum Transport des Holzes Flüsse flößbar gemacht oder Stra-

Foto: Fritz Rindlisbacher
Schutz unter dem Perrondach
(Bahnhof Freiburg)

ßen gebaut werden müßten. Die Ausführung dieses Riesenprojekts steht heute noch in der Schwebe.

Eine Cellulosefabrik in Südfrankreich, mit deren Leitung ich schon früher in Kontakt war, hatte mir die Planung einer Neuanlage anvertraut und wünschte möglichstste Mechanisierung ihres Holzlagerplatzes von zirka 80 000 m² nach modernsten Grundsätzen. Die Verhandlungen an Ort und Stelle mit Firmen, die Transportanlagen herstellen, Entrindungs-Installationen und andere Maschinen zogen sich über mehrere Jahre hinaus. Jetzt befindet sich der Holzlagerplatz im Bau.

Daneben stellen sich mir auch Aufgaben ganz anderer Art. So gelangte ein italienischer Waldbesitzer an mich mit der Bitte, ihm die angemessene Entschädigung auszurechnen für einen Verlust von Wald, der durch Unterwasserssetzung in einem Stausee verursacht wird. Meine Arbeit, verbunden mit vielseitigen Verhandlungen über Bodenpreis, Ersatz-Aufforstung, Besitzesumlagerung usw. dauerten fast zwei Jahre und endete glücklicherweise damit, daß der Waldbesitzer schließlich eine viel höhere Entschädigung erhielt, als er seinerzeit zu hoffen wagte.

Bei einem Kraftwerk in den französischen Alpen war zu prüfen, ob der Erddamm durch einfachste Begrünung mit Gras, Büschen und Bäumen sich vor Erosion schützen lasse. Nachdem Projektierung und Ausführung mir übertragen waren, ließ ich durch Botaniker untersuchen, welche Pflanzen sich zur Begrünung dieser Hochlagen eignen, wie sie zu beschaffen oder nachzuziehen wären. Das Projektgebiet, 24 ha, liegt fast ganzjährig im Schatten und über der heutigen Baumgrenze. Es zeigte sich, daß die umliegenden Alpen einst bewaldet waren und erst durch die intensive Beweidung im 19. Jahrhundert buchstäblich kahl gefressen wurden. Auf einem begrenzten Raum den Wald wieder herzustellen, war schwierig, aber es gelang. Der Damm ist heute grün und hält auch stärksten Regengüssen stand.

Aufpflanzungen in der Schweiz – und Saudiarabien

Auch den Schutt einer aufgefüllten Kiesgrube wieder aufzupflanzen, ist nicht einfach. Da liegen Steinblöcke, Blechkanister, alte Velorahmen und ganze Berge anderer Abfälle. Die Aufforstung verlangt aber eine Humusschicht und

Humus ist heute rar. Er kann nicht zugeführt werden, weil ihn niemand verkauft. Also ist erforderlich, ihn am Ort selbst herzustellen. Das geschieht durch sogenannte Gründüngung, das heißt mit Pflanzen, die tiefe Wurzeln schlagen und bei richtiger Bearbeitung in zwei bis drei Jahren eine für die Baumbepflanzung genügende Humusdecke bilden. Solche Aufträge übernehme ich jeweils mit Wuchsgarantie, das heißt: ein Teil der Kosten wird erst bezahlt, wenn die Aufforstung gelungen ist. Um mein Risiko herabzusetzen, bin ich natürlich daran interessiert, solche Aufträge aus recht verschiedenen Gegenden zu bekommen, weil die Witterungsverhältnisse vielfach den Ausschlag geben.

Zur Zeit beschäftigt mich ein Begrünungsauftrag von ganz anderer Art, und vor allem von unvergleichlich größerem Ausmaß. Das Haupt eines Scheichtums in Saudi-Arabien hatte von meiner Arbeit als Spezialist von Begrünungsanlagen gehört und suchte mich auf. Ein Prinz aus dem Märchenland im Turban – mit folgendem Problem: Als Großgrundbesitzer hat er riesige Einnahmen aus seinem Ölvorkommen. Nun möchte er einen Teil des Geldes wieder in den Boden stecken, um die Ernährungsmöglichkeiten seines wachsenden Volkes zu verbessern. Seine Untertanen sind zum größten Teil Nomaden, die in den Sandsteppen herumziehen, gewisse Gebiete besäen und auf dem Rückweg die Ernte vornehmen, dann, wenn es etwas zum Ernten gibt, denn die Saat trocknet zum großen Teil aus oder verkümmert. Könnte hier Abhilfe geschafft werden?

Mein Vorschlag geht dahin, das Land in ähnlicher Weise zu bebauen, wie es China und Spanien wegbereitend tun, das heißt, ein regelmäßig-maschiges Netz von etwa 100 m breiten Baumstreifen anzupflanzen, in deren Schutz vor Wind und Sonne ein eigentlicher Landbau überhaupt erst möglich wird. Mein Kunde, teils von Natur aus, vielleicht auch, weil er mit allerlei Projekten schon üble Erfahrungen gemacht hat, ist etwas mißtrauisch und vorsichtig. Geschäfte mit dem Orient brauchen natürlich viel Geduld. Aber die Verhandlungen, im Gebiet des Scheichtums Anpflanzungen nach meinen Ideen zu machen, gehen weiter.

Solchen Aufgaben möchte ich mein Leben widmen. Heute darf ich wohl sagen, daß ich das Ziel meiner Jugendjahre, mich außerhalb einer Beamtenlaufbahn als unabhängiger Forstingenieur durchzusetzen, erreicht habe.